

(Nachdruck verboten.)

24)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Bis zu dieser Nacht, so lange sie noch hoffte, er würde wiederkommen, hatte sie keine Beschwerden von dem Kinde gefühlt, das sie unter dem Herzen trug, sondern war oft durch seine ruhigen, manchmal auch hastigen Bewegungen wunderbar gerührt worden. Aber von dieser Nacht an wurde alles anders. Und das zukünftige Kind ward ihr nur eine Last.

Die Tanten erwarteten Nechjudow, baten ihn zu kommen; aber er telegraphierte, er könnte nicht kommen, da er zu einer bestimmten Zeit in Petersburg sein mußte. Als Katjuscha dies erfuhr, beschloß sie, zur Station zu gehen, um ihn zu sehen. Der Zug fuhr nachts um zwei Uhr vorüber. Katjuscha bestimmte die Fräulein, sich schlafen zu legen, beredete ein Mädchen, die Tochter der Köchin Mascha, mitzukommen, zog sich alte Stiefel an, hüllte sich in ein Tuch, schürzte sich auf und lief zur Station.

Es war eine dunkle, windige, regnerische Herbstnacht. Der Regen begann bald in dicken, warmen Tropfen zu klatschen, bald ließ er nach. Auf dem Felde war kein Weg vor den Füßen zu sehen, und im Walde war es schwarz wie in einem Ofen; Katjuscha verirrt sich im Walde, obgleich sie den Weg kannte, und kam auf der kleinen Station, auf der der Zug drei Minuten hielt, nicht, wie sie gehofft, rechtzeitig, sondern erst nach dem zweiten Läuten an. Sie lief auf den Perron und erblickte ihn sofort in einem Fenster erster Klasse. In diesem Wagen brannte besonders helles Licht. Auf Sammetstühlen saßen zwei Offiziere einander gegenüber und spielten Karten. Auf einem kleinen Tisch am Fenster brannten überfließende, dicke Lichter. Er sah in straffer Reithose und weißem Hemd auf der Handlehne des Sessels, stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Rückenlehne und lachte über irgend etwas. Sowie sie ihn erkannte, klopfte sie mit ihrer erstarrten Hand ans Fenster. Aber im selben Augenblick ertönte das Läuten zum drittenmal, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung, erst rückwärts, aber dann begannen die zusammengedrängten Waggons sich einer nach dem andern stoßweise vorwärts zu bewegen.

Einer von den Spielern erhob sich mit den Karten in der Hand und schaute durch das Fenster. Sie klopfte noch einmal und legte das Gesicht gegen die Scheiben. Im selben Augenblick zog auch der Waggon an, vor dem sie stand, und rollte vorwärts. Sie ging nebenher und schaute ins Fenster. Der Offizier wollte das Fenster herunterlassen, aber brachte es nicht fertig. Nechjudow stand auf, stieß den Offizier zurück und begann das Fenster herunterzulassen. Der Zug beschleunigte seine Fahrt, so daß Katjuscha mit schnellen Schritten ging. Der Zug fuhr noch schneller und das Fenster wurde herabgelassen. In diesem Augenblick stieß der Kondukteur sie beiseite und sprang in den Waggon. Sie trat zurück, aber lief immer auf den feuchten Brettern des Perrons entlang; dann war der Perron zu Ende und Katjuscha hielt sich gewaltsam zurück, um beim Herunterlaufen auf den Stufen nicht zur Erde zu fallen. Sie lief weiter, aber der Waggon erster Klasse war schon weit voraus. An ihr vorüber rollten die Wagen zweiter Klasse, dann noch schneller die Wagen dritter Klasse, aber sie lief immerfort. Als der letzte Wagen mit den Laternen vorüberrollte, war sie schon bei der Wasserpumpe außerhalb der Einfriedigung und der Wind stürzte sich auf sie, riß ihr das Tuch vom Kopfe und liebkoste das Tuch auf einer Seite gegen ihre laufenden Füße. Das Tuch wurde vom Winde fortgerissen, sie lief immer weiter.

„Tante Michailowna!“ schrie das Mädchen, das ihr kaum folgen konnte. „Du hast dein Tuch verloren.“

Katjuscha blieb stehen, warf den Kopf zurück, griff mit den Händen nach ihm und fing an zu schluchzen. „Jetzt ist er fortgefahren!“ rief sie.

„Er sitzt im erleuchteten Waggon auf Sammetstühlen und scherzt und trinkt — und ich stehe hier im Schmutz, in der Dunkelheit, in Wind und Regen und weine,“ dachte sie bei sich, setzte sich auf die Erde und schluchzte so laut, daß das Mädchen erschrak und sie an ihrem feuchten Kleid ergriff.

„Tantchen, komm nach Hause.“

„Fährt ein Zug vorbei, dann unter den Wagen, und alles ist zu Ende,“ dachte inzwischen Katjuscha und gab dem Mädchen keine Antwort.

Sie entschied, daß sie so handeln würde. Aber da zitterte plötzlich, wie das immer im ersten Augenblick der Ruhe nach heftiger Erregung geschieht — das Kind, sein Kind in ihr, stieß an etwas an und zog sich fließend hin, und klopfte wieder mit etwas Feinem, Zartem und Scharfem. Und plötzlich trat alles das, was sie eine Minute vorher so gequält hatte, daß es ihr schien, als dürfe sie nicht weiterleben — die ganze Bosheit gegen ihn und der Wunsch, sich, wenn auch durch ihren Tod, an ihm zu rächen — alles das trat plötzlich zurück. Sie beruhigte sich, stand auf, brachte ihre Kleider in Ordnung, band das Tuch um den Kopf und ging nach Hause.

Ermattet, naß und schmutzig kehrte sie nach Hause zurück, und von diesem Tage an begann in ihr die seelische Umwandlung, infolge deren sie diejenige wurde, welche sie jetzt war. Von dieser schrecklichen Nacht an hörte sie auf, an Gott und an das Gute zu glauben. Früher hatte sie selbst an Gott geglaubt und daran, daß die Menschen an ihn glaubten; aber von dieser Nacht an war sie überzeugt, daß niemand an ihn glaubte und daß alles, was man von ihm und seinen Geboten redete, Betrug und Ungerechtigkeit war. Er, den sie liebte, und der sie liebte — sie wußte das —, hatte sie verstoßen, hatte ihre Gefühle verhöhnt. Und er war der allerbeste von allen Menschen, die sie kannte. Alle übrigen waren noch schlimmer. Und alles, was mit ihr geschah, bestätigte ihr das auf Schritt und Tritt. Seine Tanten, die alten Betschwestern, jagten sie fort, als sie ihnen nicht mehr so wie früher dienen konnte. Alle Leute, mit denen sie in Berührung kam, waren so; die Weiber bemühten sich, durch sie Geld zu verdienen; die Mannsleute, von dem alten Kreisrichter an bis zum Gefängniswärter, betrachteten sie als ein Mittel zur Wollust. Etwas andres gab es auf der Welt für niemand. In diesem Glauben bestärkte sie noch jener alte Schriftsteller, mit dem sie im zweiten Jahre ihres Lebens in der Freiheit zusammenwohnte. Er sagte ihr geradezu, daß hierin — er nannte das Poesie und Aesthetik — das ganze Lebensglück bestände.

Alle Welt lebte nur für sich und sein Vergnügen, und alle Worte über Gott und das Gute waren Betrug. Wenn sich aber bisweilen Fragen darüber erhoben, weshalb in der Welt alles so schlecht eingerichtet sei, daß alle einander Böses thäten und alle leiden mußten, so durfte man darüber nicht weiter nachdenken. Wurde einem traurig, so rauchte man oder trank — und es ging vorüber.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Am folgenden Tage, einem Sonntag um fünf Uhr morgens, als im Korridor der Frauenabteilung des Gefängnisses das gewöhnliche Pfeifen ertönte, weckte Korabljewa, die nicht mehr schlief, die Maslowa auf.

„Zu Zwangsarbeit verurteilt“, dachte die Maslowa voll Schrecken, indem sie sich die Augen rieb und unwillkürlich die gegen Morgen schrecklich stinkende Luft einathmete; dann wollte sie wieder einschlafen, ins Reich des Unbewußten eingehen, aber die gewohnheitsmäßige Furcht überwältigte den Schlaf, und sie erhob sich, zog die Beine an, setzte sich hin und schaute um sich. Die Frauen hatten sich schon erhoben, nur die Kinder schliefen noch. Die Brammweindverkäuferin mit den vorstehenden Augen zog vorsichtig, um die Kinder nicht zu wecken, den Gefängnisroß unter ihnen hervor. Die Aufwärterin hängte Lappen am Ofen auf, die als Windeln dienten; das Kind aber verging vor Schreien in den Armen der blauäugigen Fedosja, die es hin und her wiegte und mit zarter Stimme einlullte. Die Schwindsüchtige griff nach der Brust, hustete mit blutunterlaufenem Gesicht und stöhnte in den Zwischenpausen, indem sie fast aufschrie. Die Fuchsröte lag nach dem Erwachen mit dem Bauch nach oben, hatte die dicken Beine zusammengebogen und erzählte laut und fröhlich ihren Traum, den sie gehabt. Die alte Brandstifterin stand wieder vor dem Heiligenbild, flüsterte immer ein und dieselben Worte, betreuzigte sich und verneigte sich. Die Küsterstochter sah

unbeweglich auf der Prüfsche; sie war noch nicht aufgewacht und schaute mit stumpfem Blick vor sich hin. „Tausendföhen“ wickelte die geölten, harten schwarzen Haare um den Finger.

Auf dem Korridor ertönten Schritte in schlurrenden Lederschuh; das Schloß klickte und es traten zwei Gefängnis-Grubenwärter in Jacken und kurzen, weit über dem Bein knopf sitzenden grauen Hosen ein; sie hoben den Kübel mit einer Wassertrage hoch und trugen ihn mit ernstem, bösen Gesichtern, aus der Zelle hinaus. Die Weiber traten in den Korridor an die Wasserhähne, um sich zu waschen. Am Wasserhahn entstand ein Streit zwischen der Fuchsröte und einem Weibe, das aus der Nachbarzelle herausgekommen war. Wieder Schimpfworte, Gestrichel, Jammern . . .

„Ihr wollt wohl in Eisen gelegt werden!“ rief der Aufseher und klatschte die Fuchsröte so auf den fetten, nackten Rücken, daß es durch den ganzen Korridor schallte. „Daß ich Dich nicht noch einmal höre!“

„Ei, wie Du schäferst, Alter,“ sagte die Fuchsröte, die diese Behandlung für eine Liebköpfung hielt.

„Nun aber flink! Schert Euch zum Frühgottesdienst.“

Die Maslowa hatte sich kaum das Haar kämmen können, als der Inspektor mit seinem Gefolge kam.

„Zur Kontrolle!“ rief der Aufseher.

Aus der andern Zelle traten andre Gefangene heraus, und alle stellten sich in zwei Reihen den Korridor entlang, wobei die Weiber der hinteren Reihe die Hände auf die Schultern der Weiber in der ersten Reihe legen mußten. Alle wurden übergezählt.

Nach der Kontrolle kam die Aufseherin und führte die Gefangenen in die Kirche. Die Maslowa und Fedosja befanden sich in der Mitte des Zuges, der aus über hundert aus allen Zellen hervorgekommenen Weibern bestand. Alle waren in weißen Kopftüchern, Leibchen und Röden, und nur bisweilen fielen unter ihnen Weiber in ihren eigenen bunten Kleidern auf. Das waren Frauen mit Kindern, die ihren Männern folgten. Die ganze Treppe war von dem Zug eingenommen. Man hörte das weiche Trappeln der mit Lederschuh besetzten Füße, Gespräch, bisweilen Lachen. An einer Biegung erblickte die Maslowa das böse Gesicht ihrer Feindin, der Botischkova, die vorausging; sie zeigte sie Fedosja. Unten angekommen, verstummten die Weiber, betheuernd und verneigten sich und begannen in die offene Thür der noch leeren, goldglänzenden Kirche einzutreten. Ihr Platz war rechts; sie drängten sich zusammen, lehnten sich gegeneinander und begannen sich aufzustellen. Hinter den Weibern traten in grauer Gefängnisleidung die Transportgefangenen, die durch Rechtspruch der Gesellschaft Eingesperrten und Verbannten ein, räusperten sich laut und stellten sich in einem dichten Haufen links und in der Mitte der Kirche auf. Oben aber, auf den Chören, standen schon die vorher Hineingeführten; auf der einen Seite, mit halbrosierten Köpfen, die zu Zwangsarbeit Verurteilten, die ihre Gegenwart durch Kettengeklirr bemerkbar machten; auf der andern Seite die nicht rasierten und ungefesselten Untersuchungsgefangenen.

Die Gefängnis Kirche war erst kürzlich erbaut und von einem reichen Kaufmann ausgeschmückt, der auf dieses Werk einige Zehntausend Rubel verwandt hatte; sie glänzte über und über von strahlenden Farben und Gold.

Eine Zeitlang herrschte Schweigen in der Kirche, und man hörte nur Schnauben, Husten, Schreien kleiner Kinder und bisweilen Kettengeklirr. Aber jetzt wichen die in der Mitte stehenden Arrestanten zur Seite, drängten sich gegeneinander und ließen den Weg in der Mitte frei, und auf diesem Wege schritt der Inspektor entlang und stellte sich vor allen mitten in der Kirche auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Walpurgisnacht.

Todesangst hatte die Hexen und Teufel gepackt. Beelzebubs jüngster Sproß, der bei einem parteilosen Menschenblatt mit vier Milliarden zahlender Abonnenten das Journalistengewerbe erlernt hatte, war bei der Mutter der Mütter gewesen und hatte das Schicksal interviewt. Die Mutter der Mütter aber hatte den Zeigefinger dräuend bewegt und gesagt: „Söhnchen — genieße Dein Leben; denn Ihr werdet heuer die Letzte Walpurgisnacht feiern. Wenn am Morgen des 1. Mai die Sonne aufsteigt, wird sie Euch anstodnen wie eine kleine Pflanze, also daß nichts von der Horde übrig bleibt. Hütet Euch vor der Sonne des 1. Mai.“

Schon seit der Mitte des April schlief kein Hexen mehr und kein Teufelchen. Wenn ihnen doch einmal die Augen zuckten, peinigten sie fürchtbare Träume. Sie sahen sich, wie sie eine Lücke nach der andern verloren, wie ihnen die schencklichen Triebe aus dem Wunde entwüchsen, und Gerechtigkeit, Vernunft und Güte sie überfiel. In Schweiß und Schwefel gebadet schredten dann die Unholde auf. Diese Tugendträume waren schlimmer als Zahnschmerzen. Selbst die süßen Vorbereitungen zur Walpurgisnacht vermochten nicht, ihre Sorge zu scheuchen. Was mußte es, wenn sie in wüster Verschwendung die Käffer öffneten, in denen alles Blut geopferter Menschen gesammelt war, das seit Anbeginn die Erde geschlirft. Sie wuschen sich ihre Qual nicht ab, und selbst in der höchsten Erregung des Blutrausches gedachten sie bang der Weissagung der letzten Walpurgisnacht. Auch das höllische Hausorchester, in der die Verzweiflungsdarce, Schmerzenseufzer und Wahnsinnsflüche der gequälten Menschheit die endlose Sinfonie des Elends ausübten, sobald der Kapellmeister den Bodfuß hob, machte ihnen kein Vergnügen mehr, und es ergözte sie nicht, in ihrer Akademie der Nacht die Desirten menschlichen Aberglaubens, menschlicher Thorheit und Unwissenheit toll zu sehen. Mit lustern Grausen erwarteten sie das Raufen ihrer Maianachtsfeier, die zum letztenmal alle tobenden Verbredien erschöpfen sollte. Insbesondere die Hexlein wurden so nervös, daß ihr Haar immer wieder grau wurde, so oft sie es auch mit einer Mischung von Ruß, Schweiß und Blut jugendlich auffärbten.

Acht Tage vor der Walpurgisnacht hielt der Pech-Pfuhl-Ausschuß der Gemeinde der Menschenschändung auf der Hexenzanzel des Broden eine vorbereitende Sitzung mit der Nachtordnung: „Was sollen wir thun, um den Aufgang der Sonne am 1. Mai zu verhindern?“ Der Referent hielt eine pestilenzialische Rede, die man zwar weithin riechen konnte, die aber zu dem niedererschlagenden Ergebnis gelangte, daß es unmöglich sei, ein wirklich erfolgreiches Mittel anzugeben.

Darob geriet die Versammlung in ungeheure Unruhe, sie schrien wild durcheinander, als wenn sie Hornkrämpfe hätten. Endlich erhob sich der würdige Ober-Geheimrat, vom Departement der Giftmordverwaltung und machte einen weiße erformten Vorschlag. Man sollte zur Zeit des Sonnenaufgangs sämtliche Dampfseifen, Eisenkammer, Regimentskapellen, Fondsbörren und Klaviere der Menschenerde auf einmal loslassen, das Ganze der Geräusche sammeln, kondensieren und konzentrieren, um dann diese Nielsen-potame der gesamten Hörermeinungen wider die Sonne empor zu schleudern; kein Zweifel, daß der verruchte Wall dann aus den Augen geraten würde und sich irgend wohin in den Weltraum verirren würde — ohne jemals wieder mit einem Erdenaufgang die Walpurgisnacht zu beendigen. Wenn auch dies Mittel nicht helfen würde, so könnte man noch erwägen, ob es nicht gangbar sei, durch gleichzeitige Entfesselung der gesamten Essen, Schöte, Qualm- und Blutschlände der Judasfäule das Licht zu verfinstern, das Gift der Morgenröte durch das Gegengift dieser irdischen Produkte unwirksam zu machen.

Das Weisallsquieschen, das der Ober-Geheimrat erntete, war nur mäßig und vereinzelt. Die Mehrheit erkannte, daß auch diese Mittel nichts helfen würden. Die Sonne sei doch mächtiger als diese Menschereien. Wieder vertiefte man in wilden Trübsinn und begann, Segensformeln zu lassen. Auch die Teufel werden fromm, wenn sie fühlen, daß sie nicht mehr sündigen können.

Inmitten dieses Anfalls von Weischnmerz aber stand das jüngste der Hexlein auf das Kasernerl, strich sich den Bart forsch nach oben, spuckte aus und leistete liebreizend mit ihrer melodischen Stimme: „Schwerebrett! Kinder seid Ihr aber schlapp! Wozu haben wir denn das Militär! Das wird der Sonne schon das Handwerk legen. Mit ihren Flinten und Kanonen schießt unsre brave Arme das schencklich unangenehme Gestirn in Grund und Boden, zumal Krupp eben ne ganz gediegne Neuheit auf Lager hat. Verehrte Anwesende — seien wir des alten Dichterwortes eingedenk: Gegen die Sonne hilft nur die Kanone.“

Diesmal war der Beifall lebhafter. Zwar war die schwarze Besorgnis nicht ganz beseitigt, aber der Pech-Pfuhl-Ausschuß schöpfte doch neue Hoffnung und man erhob die Anregung der schnauzbärtigen Kasernerl zum bindenden Beschluß.

Als bald lief die Ordre durch sämtliche Militärquartiere der West. Die Soldaten wurden in den Kasernen konsigniert. Sie sollten sich bereit halten, im entscheidenden Moment anzutreten.

Die Walpurgisnacht hatte begonnen, die ganze Höllebrut war vollzählig erschienen. Ein Teil war diesmal mit der Eisenbahn den Broden hinauf gefahren, die schönere Hälfte des Teufelsgeschlechts war zumeist auf den Lenstangen der Fahrräder geritten — es soll sich, so behaupteten sie, bequemer und schneller auf diesen stählernen Bügeln reiten, als auf den altmodischen Besenstielen; zudem hatten sich in früheren Jahren fast regelmäßig ein paar Besenstielmerinnen Holzpfähle in die Haut geritzt.

Der Sturm blies anregend wie immer. Es hagelte, schneite und regnete durcheinander, und wenn das Wasser die heißen Leiber berührte, dann prasselten sie wie wenn Tropfen auf glühendes Eisen spritzen. Das machte der Gesellschaft stets ein besondres Vergnügen, es erfrischte ihre Nerven.

Jedoch eine rechte Hexensabbath-Stimmung wollte sich trotzdem nicht einstellen. Die Unterhaltung schleppte sich müde fort. Die interessantesten Bemerkungen der Volksgespräche machten nur geringen Eindruck. Dem einen, der sich rühmte, zehn neue Laster am

lehten Jahr erfunden und verbreitet zu haben, drehte seine Tänzerin mit einem Schnippisch-höhnischen „mehr nicht?“ den Rücken. Beelzebub selbst versuchte das äußerste, um die Anwesenden aufzuheitern; er erzählte anständige Anekdoten. Vergebens. Seine Unterthanen gähnten und klapperten mit den Zähnen. Einige Munterkeit rief der politische Kessel hervor, er sprach von der lex Schinderhannes, die er angestiftet, wonach jeder Mensch mit dem Tode gestraft wurde, der unbeliebt geboren zu werden wagte. Auch likelte es ungeheuer die Erschienenen, als der Arbeitstempel berichtete, wie viele Millionen Sterbliche er im Berichtsjahr mißhandelt, mit Siechtum und Gebrechen überhäuft, wie viel Seelen er gemartert, wie viel Sklavenvögte er gemästet. Er zeigte an einem lehrreichen Beispiel die stumme Erfindung des Couponschneidens; das Instrument war eine Verbindung von Guillotine und Nähmaschine: ein Mensch wurde von eisernem Arm gepackt und dann wurde ihm mit einem haarscharfen Messer Glied für Glied abgetrennt, die Maschine schob ihn automatisch weiter, so daß das Messer immer etwas zu haben hatte; war der eine Mensch erledigt, so wurde ohne Unterbrechung ein anderer, ebenfalls automatisch, herangezogen. Man nannte aber diese Maschine das freie Spiel der Kräfte.

Doch alle diese Vergnüglichkeiten erzeugten nur eine rasch wieder verfliegende Luststimmung. Die Herren räkelten sich faul an den Felsen; die Damen mußten untereinander fantanieren, auch sie thaten es nur verdrossen, und hoben die Beine kaum vom Boden. Schließlich verstummte der Lärm ganz, und als in der Ferne ein Hahn krächte und die Wolken sich mild färbten, wälzten sich die Festgäste in Krämpfen der Angst.

Da ließ Beelzebub die Fanfaren blasen. In wimmelnden Scharen klonn es den Berg hinan, lärmende Märsche stürmten feurig, und über das schlüpfrige Gestein polterten die Automobilkanonen.

Mit freudigem, hoffendem Ausschrei stürzte die Hölle den Nettern entgegen. Die Weiber setzten sich auf die blutenden Kanonenrohre, die 4 Kilometer lang waren, und die Teufel kosteten die Gewehre, die in einer Sekunde 10 000 Kugeln fünfzig Meilen weit zu entsenden fähig waren.

Und jetzt richteten die Krieger ihre todkündenden Geschosse gen Osten, wo die Wolken sich röteten. Es rollte und knatterte, donnerte und zischte unablässig, und der Schlachtendeker, der die Operation leitete, schwor bei seiner Ehre den ihn zitternd umdrängenden Heerlein zu, daß er den Ansturm dieser verdammten Sonne glorieus zurückwerfen würde. Bald sollten die Fegen des Feindes herumfliegen.

Doch die Wolken, die den Osten säumten, wurden röter und röter. Immer wilder beschloß die Armee die nahende Sonne, immer grimmiger schwor der Schlachtendeker bei seiner Ehre den Heerlein den Sieg zu; er war schon völlig heiser.

Plötzlich geste ein grauenhafter Fluch durch die Dämmerung. Gewaltig stieg die Sonne empor und die Strahlen tanzten über die Erde. Wie leichte Wöllchen war der Brodenpul zerflattert, und srieblieh leuchtete der Morgen. Im Thale wanderten rüstige Männer der Arbeit mit Frauen und Kindern. Maicenlieder klangen durch die erlöste Welt. Die Fremde flutete über die Menschheit.

Niemals wieder verarmelten sich Teufel und Hezen in der Walspurgisnacht auf dem Broden. — Joe.

Kleines Feuilleton.

k. Die Honorare deutscher Dichter und Schriftsteller.
Während von den Honoraren, die in Frankreich, England und Amerika den Schriftstellern gezahlt werden, auch bei uns sehr oft die Rede ist, finden die Honorare der deutschen Dichter und Schriftsteller nur sehr selten Erwähnung. Im allgemeinen ist ihnen freilich kein reicher materieller Lohn zu teil geworden, aber es gab doch schon manche Dichter in Deutschland, die sehr wohl von ihrer Feder zu leben wußten. Tony Wollen untersucht diese Verhältnisse in einer Arbeit, die in den letzten Hefen von „Nord und Süd“ veröffentlicht wird und deren Ergebnisse die folgenden sind: Lange Zeit erhielten die Dichter und Publizisten kein oder nur ein sehr ungenügendes Honorar von den Verlegern. Bis in das 18. Jahrhundert gab es wohl keine Schriftsteller, die ausschließlich von ihrer Feder gelebt hätten. Die meisten Dichter besaßen selbst noch zur Zeit der Klassiker eine feste Stellung oder erhielten ein Ehrengeld. Klopstock bekam für den Druckbogen seiner „Messiade“ von Hemmerde zu Halle anfangs nur zwei Thaler, dann, als das Werk Erfolg hatte, einen Dukaten. Als man dem Verleger wegen des geringen Honorars Vorwürfe machte, schickte er dem Dichter während eines Aufenthalts in Halle einen — Schneider zu und ließ ihm einen Anzug mit Treffer anmessen, und er rühte nicht eher, als bis der gutmütige Klopstock einwilligte, mit einem Trefferleide den Verleger auf dem Markt und den Straßen zu begleiten und Besuche bei Professoren zu machen. Bürger verdient sehr wenig mit seinen literarischen Arbeiten; auch Jean Paul hatte lange mit pelniären Sorgen zu kämpfen; nachdem er lange vergeblich nach einem Verleger gesucht hatte, erhielt er 1793 für seine „Unsichtbare Loge“ 100 Dukaten und erhielt nur bald vom Fürst Primas von Dalberg ein Jahrgehalt von tausend rheinischen Gulden. Lessing hat sich öfter bitter über die Verleger beklagt, seinen „Nathan den Weisen“ veröffentlichte er auf dem Subscriptionsweg, und er machte den Versuch, die bücher-schreibenden Gelehrten von den Buchhändlern

zu emanzipieren. Goethe war vielleicht der tüchtigste Geschäftsmann unter den Schriftstellerischen Größen. „Es ist“, schreibt Schiller 1802 an Cotta, „um es geradeheraus zu sagen, kein guter Handel mit G. zu treffen, weil er seinen Wert ganz kennt und sich selbst hoch taxiert und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler mit ihm in Verbindung geblieben.“ Für die „Wahlverwandtschaften“ erhielt Goethe 2500 Thaler, für „Aus meinem Leben“ 12 000 Thaler, für die erste zwölfbändige Cotta'sche Ausgabe der Werke 1806—1808 volle 10 000 Thaler für das Verlagsrecht auf 8 Jahre, für die neue Ausgabe in zwanzig Bänden 1816 auf weitere 8 Jahre 16 000 Thaler. 1825 erhielt Goethe für die Werke von Cotta 60 000 Thaler mit der Zusage, daß bei einer Auflage von 40 000 Exemplaren diese Summe auf 120 000 Thaler gesteigert werden sollte. Im ganzen wurden in den Jahren 1795—1865 von Cotta gezahlt an Goethe 401 090 Mark, an Goethes Erben 464 474 Mark. Die Tantiemen von Büchern waren gering; vom Berliner Nationaltheater erhielt Goethe z. B. von 1790—1810 für „Tancred“, „Die natürliche Tochter“ und die Bearbeitung von „Romeo und Julia“ zusammen 319 Thaler 4 Groschen. „Egmont“, „Tasso“ und „Iphigenie“ wurden in Berlin ohne Honorar aufgeführt, weil diese Werke schon lange vorher im Druck erschienen waren“. Kobene erhielt in demselben Zeitraum für 46 Werke 4279 Thaler 11 Groschen 7 Pfennige. Schiller für neun seiner Dramen 1145 Thaler 3 Groschen 6 Pfennig. Schiller war kein so guter Geschäftsmann wie Goethe. Cotta zahlte an Schiller für die erste Auflage eines Theaterstücks für den Bogen 66 Fl., für den „Wallenstein“ 2046 Fl., für die 2. u. 3. Aufl. 1100 Fl., außerdem extra 1100 Fl.; für „Maria Stuart“ 990 Fl., 2. u. 3. Aufl. 550 Fl.; für „Drant von Messina“ 1620 Fl.; für „Wilhelm Tell“ 1620 Fl. Im ganzen erhielt Schiller von Cotta mehr als 33 000 Fl., seine Erben 74 000 Reichsthaler, so daß also der Verleger für Schillers Werke rund 275 000 M. gegeben hat. Dem Modedichter Müller in Weisensefels bezahlte Cotta im Jahrzehnt nach Schillers Tod für die 4. Auflage der „Schuld“ allein 1000 Thaler und für das Stück „Die Albanestern“ 3000 Thaler. Auch Heinrich Heine schloß im ganzen ein angemessener materieller Lohn für seine Werke nicht. Nicht zum wenigsten der Bemerkungen Goethes ist es zu danken, daß im ganzen die Verleger sich bestreben, den Schriftstellern bessere Honorare zu sichern; freilich sind auch heute noch im allgemeinen nur Theaterstücke und namentlich Romane rentabel. Gustav Freytag erhielt für den siebenbändigen Romanchklus „Die Ahnen“ alles in allem ca. 420 000 M. Honorar. Spielhagen, der zunächst mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, erzielte später bedeutende Honorare; Ebers erhielt für jedes Exemplar seiner Romane, von denen bis jetzt über eine Million abgesetzt wurden, eine Mark, Hackländer haben seine literarischen Arbeiten rund 350 000 M. eingebracht. Frey Reuter, der mit seinem Erstlingswerk trübe Erfahrungen gemacht hatte, erhielt später von jedem verkauften Bande 10 Silbergroschen, nach den vier Ostermessen von 1863 bis 1866 bezog er die Honoraranteile von 5000, 7000, 12 000 und 20 000 Thalern. Im ganzen sind seit 1859 von den drei Ausgaben der Werke Reuters zusammen 1 700 000 Bände ausgegeben. Ähnlich steht es mit dem Abfah der Werke Scheffels, dessen „Trompeter von Sätlingen“ von 1854 bis 1897 in 200 000 und dessen „Eckhard“ in 200 000 Exemplaren abgesetzt wurden. Robert Hamerling empfing für den „Hommulus“ 10 000 Mark, seine Erben nach Verlauf von 20 000 Exemplaren für jedes weitere 50 Pf. Weber, der Dichter der in hoher Auflage erschienenen „Dreizehntenden“ erhielt pro Band 1,25 M. Oskar v. Redwitz für das Exemplar seiner „Amaranth“ 1 M. Wie sehr aber der materielle Erfolg eines Schriftstellers von seiner „Verühmttheit“ abhängt, das hat in den letzten Jahren besonders das Beispiel Hermann Sudermanns gezeigt. Für „Frau Sorge“ und „Der Stapenpeg“ erhielt er je 3000 M. Der Abend des 27. November 1889, die Aufführung der „Ehre“ im Lessing-Theater, machte ihn mit einem Schlage berühmt, und nun erhielt er auch für seine Romane hohe Honorare. Für den Abdruck von „Es war“ in der „Romanwelt“ bekam er 20 000 M. „Sodoms Ende“ wurde vom St. James-Theater in London für 500 Pfd. Sterling und die „Ehre“ vom Dalhs Theater sogar für 2000 Pfd. Sterling angekauft. Das macht 50 000 M. allein für das Uebersetzungsrecht von zwei Stücken. —

Theater.

Seceffionsbühne. „Die Gioconda“ von d'Annunzio. Das Stück hat mehr von sich reden gemacht, als wir anfangs voraussetzten. Also mußte ein heller Frühlingsnachmittag geopfert werden, um das Urteil, das hier bereits vor längerer Zeit ausgesprochen und motiviert wurde, der Probe der Aufführung zu unterwerfen. Um es gleich zu sagen: ich habe von meinem damaligen Urteil nichts zurückzunehmen und habe auch nichts hinzuzufügen. Es ist eine Kunst, die mitunter fein, niemals naiv und immer delatent ist. Die blutrünstigen Effekte des letzten Akts wirkten auf der Bühne noch brutaler als bei der Lesüre. Oder besser: sie wirkten nicht brutal, denn in der Brutalität steckt schließlich doch Kraft und Kraft ist der einzige Kräfte, mit dem Herr d'Annunzio nicht aufwarten kann. Man hatte den Eindruck einer maroden Natur, die Blut braucht, Whirt und grelle Reize, um die sieche Lust zu einem trüben Gladerdasein aufzustacheln. Trotzdem will ich mit der Leistung der Bühne nicht rechten. Auch die Delatence ist ja ein Problem und ein sehr interessantes obendrein. Dann ist es weiter nicht ohne

Bedeutung, einmal zu sehen, was aus der Deladence wird, wenn sie sich dem Theater nähert. Um es kurz zu sagen: sie geht zum Kenkel. Die Bühne bedeutet in dieser Beziehung in der That die Welt — auch im Leben kommen ja die deladenten Naturen unter dieäder, und man darf sie dabei nicht einmal belagen! Daß die „Giocouda“ — verglichen mit der allgemeinen Marktware — eine Reihe von Vorzügen besitzt, räumen wir willig ein und wollen mit der Seccionsbühne um so weniger streiten, als ihr Name sie ja schon zu litterarischen Experimenten verpflichtet. Im übrigen aber hat die Deladence im allgemeinen wie und nirgends eine Zukunft. Am Theater im besonderen hat sie nicht einmal eine Gegenwart.

Die Aufführung war immer gut, in einzelnen Leistungen vorzüglich. Rosa Vertens haben wir seit langem nicht so hinreichend gesehen. Mutterglaube und Mutterleiden, weiblicher Haß und weibliche Hingabe — alles kam zu bereitem, erschütterndem Ausdruck. Auch Christians vom Schauspielhaus bot eine sehr feine und stellenweise auch sehr wichtige Leistung. Wir erinnern uns kaum, etwas Besseres von ihm gesehen zu haben. Jean Gysoldt vom Schiller-Theater spielte die ziemlich unmögliche Episode des letzten Akts mit sicherer Kunst. — E. S.

Physiologisches.

— Ueber die Rechts- und Linkshändigkeit des Menschen sind die Ansichten sehr verschieden. Die einen halten sie für angeboren, die anderen für erworben. Auf jeden Fall läßt sie sich anatomisch begründen. Es giebt eine ganze Anzahl anatomischer Messungen, welche beweisen, daß bei weitaus den meisten Menschen (annähernd 99 Proz.) der rechte Arm in seinen Knochen und Muskeln stärker und mehrbar schwerer ist als der linke. Mit den Knochen und Muskeln der Gliedmaßen, nehmen natürlich auch die dazu gehörigen Gefäße und Nerven, sowie die benachbarten Körperteile an Stärke ab oder zu. Zur physiologischen Erklärung der Rechts- und Linkshändigkeit dürfte das Verhalten der beiden Schlagadern genügen, die aus dem Herzen nach den Armen gehen. Die Aorta (große Körper Schlagader) entspringt nach rechts vom Herzen und die rechte Schlüsselbein-Arterie ist die erste, die von ihr abgeht. Sie erhält also den stärksten Druck. Die linke Schlüsselbein-Arterie ist dagegen erst die vierte von der Aorta abgehende Arterie. Dazu kommt, daß die rechte Schlüsselbein-Arterie meistens gemeinsamen Ursprung mit der Kopf-Schlagader hat, während die linke allein und für sich entspringt. Ersterer bietet also der eindringenden Blutwelle eine viel weitere Dämmung als letztere. Das Ergebnis dieser Unterschiede ist also: der rechte Arm wird besser mit Blut versorgt, d. h. besser ernährt als der linke. Diese Verhältnisse sind so sehr durch die Vererbung befestigt, daß sie schon sehr früh im Embryonal- und Fötal-Leben auftreten. Allein, könnte man nun fragen, sind nicht diese Unterschiede erst entstanden durch die Rechts- und Linkshändigkeit? Die Frage dürfte wohl kaum bestimmt zu beantworten sein. Dr. L. Reich („Biologisches Centralblatt“) möchte sie nicht unbedingt mit ja beantworten, wenn er auch zugeben muß, daß die Rechts- und Linkshändigkeit jene Unterschiede vergrößert habe, bezw. noch vergrößere, wie man aus dem Schwanken der Ursprungsverhältnisse der Gefäße entnehmen kann. Eine Hauptursache der Rechts- und Linkshändigkeit scheint Reich aber in der Lage des Herzens überhaupt zu liegen. Wir fühlen leicht bei größeren Anstrengungen des linken Arms, namentlich bei räumlich großen Bewegungen, Anbehagen in der Herzgegend; und wenn man zusieht, wie sich Kinder balgen, sieht man immer, wie sie die empfindliche Herzgegend mit dem linken Arm zu schützen suchen, während der rechte Arm der Kampfparm ist. Der Gegensatz zwischen Schild und Schwert erklärt den Unterschied zwischen den normalen Händen; links Ruhe, rechts Bewegung, links relativ Passivität, rechts lebhaftest Thätigkeit und dadurch erworbene Geschicklichkeit.“ So mußte die rechte Hand immer mehr in Vordergrund treten. Doch ist die Rechts- und Linkshändigkeit wohl selbst nur ein Teil der Ursache der ganzen Asymmetrie des menschlichen Körpers, die in charakteristischer Weise auch an den unteren Gliedmaßen ausgeprägt ist. An sich ist — natürlich mit nicht wenigen Ausnahmen — das linke Bein stärker als das rechte. Gleichwohl ist es eine feststehende Thatsache, daß die meisten Menschen, wenn sie im Tauseln eine Treppe steigen wollen, mit dem schwächeren rechten Bein laufen, oder daß sie, während sie gewöhnlich erst mit dem rechten Bein, dann mit dem linken ab-springen, bezw. mit dem rechten Fuß zuerst den Boden zu berühren trachten, wenn dieser irgendwie Schwierigkeiten bietet. Es ist also das schwächere rechte Bein doch insofern das bevorzugte, als es zum Laufen dient und daher viel feiner mit Nerven versehen ist. Vielleicht beruht es auch auf der besseren Ausbildung der rechten Körper-seite, daß die linke Gehirnhälfte gewöhnlich größer ist als die rechte. —

Astronomisches.

— Merkwürdige Färbung des Himmelgrunds im Weltraum. Der amerikanische Astronom See veröffentlicht, wie die „Adm. Z.“ berichtet, einige Wahrnehmungen des Himmel-grunds in einigen Sternbildern der südlichen Himmelsphäre. Bei zahlreichen Gelegenheiten, wenn die Luft trocken und ruhig war, kein Mondschein herrschte und die Sterne auf schwarzem Grunde erschienen, zeigten einzelne Regionen des Himmels eine trübbräunliche Farbe, gleichsam als wenn sie mit einem schwach beleuchteten Schleier bedeckt wären. Dieses bräunliche Ansehen — das natür-

lich nur im Teleskop bemerkbar war — wurde nicht durch Verhält-nisse in der irdischen Luftschicht verursacht, sondern unzweifel-haft durch irgend etwas im fernen Weltraum. See ver-mutet, daß es sich um ein ungeheures ausgedehntes kos-misches Gewölbe handelt, das in schwachem, düstern Lichte schimmert. An der Stelle des Himmels, wo es sichtbar ist, erblickt man keine Sterne. Besonders zeigt sich diese bräunliche Färbung häufig in Gegenden des südlichen Himmels, die fern von der Milch-strasse liegen, andererseits aber zeigen sich längs des Zugs der Milch-strasse vollkommen schwarze Stellen am Himmel, von denen einige schon mit bloßem Auge gesehen werden können. Jene bräunlichen Regionen sind keineswegs mit dem bekannten kosmischen Nebel er-füllt, denn dieser läßt immer gewisse Lücken erkennen, während jene Gegenden völlig gleichmäßig in düstern Lichte schimmern. Möglicherweise handelt es sich um angeheure Wolken von kosmischem Staub, dessen Vorhandensein im Weltraum aus manchen Gründen als sehr wahrscheinlich anzusehen ist. —

Humoristisches.

— Vorsichtig. Seit vierzehn Tagen regnete es in Matfers-dorf keinen Tropfen. Der Gemeinde-Ausschuß ging zum Pfarrer und schlug ihm vor, er solle einen Wittgang um Regen veranstalten. „Des geht net, meine Herren“, sagte der Pfarrer. „Ja, warum denn net? Es muß sei, sunst geht alles z' Grund.“

„Es geht net, meine Herren“, widerholte der Pfarrer, „der Barometer steht viel zu gut. Mir dersen die Heiligen net so blamieren.“ — („Simpl.“)

— Poesie und Prosa. Redacteur: „Der diesjährige Lenz wird mehr besungen werden, als alle seine Vorgänger.“

Dame: „Das wäre zu begrüßen, wenn das Jahr uns solch einen schönen Frühling brächte!“

Redacteur: „O nicht deswegen! Aber das Gewicht für gewöhnliche Briefe ist mit dem 1. April von 15 auf 20 Gramm erhöht worden!“ —

Notizen.

— Auch die „Mai-Nummer“ der Wiener „Neuen Gläubiger“ ist jetzt erschienen. Das große Doppelbild, das ihr beigegeben ist, stellt den „Beitrag der Freiheit am 1. Mai“ dar. Ein Arbeiter ist mit seinem Weibe, das ein Kind auf dem Schooß hält, am Zaun schlafend niedergefunken, die Freiheit, eine Lichtgestalt, schwebt heran und legt sanft die Hand auf seine Schulter, ihn zum Kampf zu wecken. „Feiertagender“ ist der Titel einer Maigeschichte von Hans Kiesel, und auch sonst wird in Wort- und Prosaarbeiten des 1. Mai gedacht. — Einen ansprechenden Versuch, ihr Blatt, „Die Volksstimme“, vom 1. Mai zu einem wirklichen Maiblatt auszu-gestalten, haben die Chemnitzer Genossen gemacht. Das uns vorliegende Hauptblatt der Nummer enthält nur Beiträge, die den 1. Mai feiern; es ist reich illustriert und mit großen Zierleisten ge-schmückt. —

— Der Musikritiker eines Königsberger Blatts wurde zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt, weil er die Leistungen eines Sängers einer so scharfen Verpöschung unterzogen hatte, daß dieser ihn verklagte. —

— Das Wiener „Deutsche Volksblatt“ weist in dem vergangenen Jahre Reingewinne von 28 037 fl. auf. Der Auzeugrunder-Denkmalstich hat eine Höhe von 40 000 Kr. erreicht. —

— Von Elisabeth Meher-Joerster wurde ein Schauspiel: „Der gnädige Herr“ im Prager Deutschen Landes-Theater zum erstenmal mit Erfolg aufgeführt. —

— Die „Wilhelm Tell“-Auführungen in Altdorf, dem Schauspiel des Teilschusses, werden am 27. Mai er-öffnet werden. —

— In Heilbronn ist eine meteorologische Station eingerichtet worden. Auf dem Dache eines sehr hohen, nach allen Seiten völlig freistehenden Hauses wurde ein Sonnenschein-Autograph angebracht, dessen Aufzeichnungen und Mittelungen über die Dauer wirklichen Sonnenscheins für den Weinbau von hoher Bedeutung sein werden. —

c. Eine neue billige Zeitung in London, „Daily Express“, die Jacob von Pearson, dem bekannten Verleger der nach ihm be-nannten Wochen- und Monatschrift, begründet wurde, hat in den ersten drei Tagen ihres Bestehens einen Absatz von über 700 000 Exemplaren erreicht; die Nachfrage war so groß, daß noch mehr Exemplare hätten verkauft werden können, aber es war technisch unmöglich, sie herzustellen. Pearson hatte ursprünglich be-absichtigt, eine Million Exemplare am ersten Tag auszugeben, aber die fünf durch Electricität getriebenen amerikanischen Druckmaschinen ergaben nicht so viel. —

— Am Simplon-Tunnel ist man auf der schweizerischen Nordseite 2900, auf der italienischen Südseite 2100 Meter vor-geschritten, das sind 1100 Meter über den vorausgesehenen Erfolg der Bohrungen. Täglich schreitet die Bohrung auf der Nordseite um 5,75, auf der Südseite um 5 Meter fort. —